

Joshua Meyrowitz: Die Fernseh-Gesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter. Psychologie heute-Buchprogramm.- Weinheim und Basel: Beltz 1987, 252 S., DM 39,80

Seit der Telegraf erfunden wurde, läßt sich eine Nachricht übermitteln, ohne daß der Absender, Empfänger oder ein Bote seine Beine bewegen müßte. Die damit eingeleitete Entwicklung gipfelt im Fernsehen, das den Ort des jeweiligen Geschehens für jeden jederzeit aufhebt. 'No Sense of Place' heißt daher das amerikanische Original des Buches von Meyrowitz.

Nun hat schon Marshall McLuhan die Welt durch "magische Kanäle" in ein "globales Dorf" verwandelt. Seine in den Medien noch nachhallenden Schlagworte haben jedoch die einschlägige Wissenschaft kaum befruchtet, in der sein Stern so schnell verglühte, wie er aufgegangen war. Meyrowitz dagegen (wagt der Rezensent vorauszusagen) wird sich mit seiner Theorie zwar nur schwer und langsam durchsetzen, um so nachhaltiger aber wirken. Warum?

Nicht nur des auffälligen Stilunterschieds wegen. McLuhan war in der Attitüde des fanatischen Sektenpriesters aufgetreten, der mit eingängigen Metaphern und eloquenten Wortspielen diskursive Logik souverän mißachtet und als ewige Wahrheit verkündet, was Ungläubige als blanken Unsinn verachten. Meyrowitz, der sich 252 Seiten lang auszusagen wohlweislich hütet, Fernsehen sei etwas Gutes oder etwas Schlechtes, formuliert zwar auch suggestiv, aber auch vorsichtig und konzilient, relativiert sogar nicht selten die eigenen Thesen, damit freilich deren oft recht harten Kern in gefälliger Schale servierend.

Der Unbequemlichkeit solcher kernigen Härte wegen dürften attackierte Disziplinen sich schwertun in der Auseinandersetzung, die Pädagogik zum Beispiel, besonders die Medienpädagogik, die aus bisheriger Medienwirkungsforschung wenig profitieren konnte. Daß Fernsehen die Kindheit "verschwinden" läßt, behauptet Meyrowitz ebenso wie Postman, nicht jedoch mit dessen anklagendem Pathos und eben deshalb überzeugender - und unbequemer.

Fernsehen entlarvt Erwachsenen-Geheimnisse, vor allem "das Geheimnis, daß es Geheimnisse gibt", denn Kinder erfahren durch Fernsehen mühelos, wie Erwachsene "Rollen spielen", besonders für Kinder. Nicht deshalb aber verschwindet Kindheit, sondern weil die fernsehbedingte Ortsaufhebung Kinder in Situationen einbezieht, denen sie nur durch Anpassung an das Verhalten Erwachsener "gewachsen" sind. Die Schule kann (und soll) dies gewiß nicht verhindern, müßte vielmehr überlegen, wie sie sich der zwangsläufigen Anpassung und damit der neuen Informationsumwelt selbst anpassen kann. Wenn sie etwa Klassen künftig aus verschiedenen Altersgruppen (womöglich noch sozial unterschiedlicher Herkunft) zusammenstellte, würde sie - sagt Meyrowitz - die Interaktionsfähigkeit, das Zuhören und Argumentieren entscheidend fördern.

Hürden zwischen den Geschlechtern, zwischen Herrenclubs und Damenkränzchen etwa, wurden nicht durch feministische Pamphlete abgebaut, sondern durch die Ubiquität des Fernsehens, das maskulines Gehabe generell ebenso entmystifiziert wie den starken Mann unter

Politikern. Im Zusammenhang solcher Wirkungsaussagen ordnet Meyrowitz das Buch überzeugend der durch das Fernsehen überwundenen Klassengesellschaft zu. Wer das Lesen fördern will (vielleicht um der von David Riesman aufgewiesenen Individualisierungsleistung willen, die das Buch unentbehrlich macht zu fundamentaler Demokratisierung), wird also das überkommene Image des Buches verändern müssen - was sich wiederum nur mit Hilfe des Fernsehens bewirken läßt.

Auf der letzten Textseite wehrt sich Meyrowitz gegen die Unterstellung, seine Theorie, die auf dem Nachweis der Destruktion hierarchischer Strukturen durch das Fernsehen beruht, sei Teil einer deterministischen Philosophie. Er ruft vielmehr auf, "unsere größte Freiheit zu nutzen, unsere Fähigkeit nachzudenken, den Dingen auf den Grund zu gehen und damit (...) die gesellschaftlichen Faktoren" mitzugestalten, die unser Verhalten bestimmen. Diesem Appell kann man sich nur anschließen, zumal Meyrowitz exemplarisch vorgedacht hat, was wir zunächst nachdenken sollten.

Heinz Steinberg